

Nr. 241. Bromberg, den 20. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(5. Fortsetzung.)

Juliane spricht jetzt wieder mit dem Anwalt; dann steigt sie wieder ein und fährt weiter.

Ines hat noch immer den spöttischen Zug um die Lippen, als sie die beiden Herren zurückkommen sieht. Selbst auf der Promenade in Ostende bildet sie eine interessante Erscheinung: in dem großblumigen Sommerkleid aus leichter Seide, das sie im Ausverkauf billig erstanden hat, und mit dem breiten, hellen Hut, der das klare Gesicht beschattet, und mit der kupferroten Haarwelle über den blaugrünen Augen.

„Wir wollen im Imperial essen", schlägt Hemptin vor. „Meine Nichte wird in einer halben Stunde nachkommen. Ich denke, wir gehen langsam zu."

Ich auch? denkt Ines. Es scheint tatsächlich so . . . Dann wird man diese Juliane so aus der Nähe sehen.

Im Imperial wählt Hemptin einen Tisch am Fenster: Damast, Blumen, lautlose Bedienung. Alles erstklassig und teuer, ohne daß ein Wort darüber verloren wird. Eben so, wie es den strebsamen Träumen Ines Discails entspricht. So oft und so intensiv hat sich ihre Phantasie in diese Art Umgebung hineinversetzt, daß die Sicherheit ihres Auftretens ganz natürlich wirkt. Und es muß zugegeben werden, daß sie gut in den Rahmen paßt. Vitry stellt das mit Befriedigung fest.

Kurze Zeit später fährt Julianes silberfarbener Wagen draußen vor. Sie hat sich inzwischen zivilisiert, um in ihrer eigenen Ausdrucksweise zu reden, und betritt in hellem Kleid den Saal, von dem unvermeidlichen Clever gefolgt, dem seine Reinrassigkeit überall unbeanstandeten Zutritt schafft.

Eugen machte die Damen miteinander bekannt. Natürlich hat er seiner Nichte schon morgens vorgeschlagen, seine Sekretärin, die sonst völlig auf sich angewiesen sei, einzuladen. Juliane hat zugestimmt; sie kennt nämlich den Onkel Eugen ganz genau. Er hielt sich nie eine häßliche Sekretärin. Aber er würde ihr auch niemals ein weibliches Wesen präsentieren, das nicht als Dame anzusprechen wäre.

Juliane schüttelte Ines kräftig die Hand. Also das war des guten Eugen neue Augenweide? Er hatte von jeher an etwas extravagantem Geschmack gelitten, der aber keineswegs schlecht genannt werden konnte. Er liebte unter anderem auch geröstete Weinbergschnecken, Paprika und Absinth; bevorzugte Krawatten von überraschender Farbenzusammenstellung; sammelte mumifizierte Reptilien und trug Skarabäen als Manschettenknöpfe. Von alldem sprach er gern und sehr offen, mit nachsichtigem Lächeln.

Ines hat nun Gelegenheit, Juliane ter Steegen, die ihr bei Tisch schräg gegenübersitzt, genau zu beobachten. Das Wesen dieser Frau ist ihr etwas Neues; man kam nicht so leicht dahinter. Natürlich taxiert sie auch ihr Alter, und zwar annähernd richtig. War das nun der Typ eines modernen Mädchens aus der guten Gesellschaft, das Geld hatte, viel Geld? Im eigenen Wagen in Ostende selbständig Rennen fahren? Wenn das der Typ war, dann war er ihr mindestens neu.

„Nein", sagt Vitry, „Mackenzie läßt sich nicht photographieren. Aber ich habe zufällig eine ganz neue Aufnahme von ihm, die in einer englischen Zeitung in Adelaide erschien, als er zum ersten Direktor der Gesellschaft gewählt war." Er nimmt einen Ausschnitt aus seiner Brieftasche und reicht ihn Juliane. Man sah darauf Josaphat Mackenzie im Gehrock und Zylinder, wie er, in Begleitung mehrerer Herren, eine imposante Freitreppe herunterkam.

„Ganz ähnlich", meint Juliane, nachdem sie die Aufnahme betrachtet hat. „Er hat mich schon immer an Napoleon erinnert. Natürlich zur Kaiserzeit."

„Das müßte er wissen", lachte Vitry. „Das wäre ein Kompliment, das Eindruck auf ihn machen könnte — zumal aus Ihrem Munde, gnädiges Fräulein!" Auf den Blick, mit dem Juliane ihn daraufhin ansieht, fügt er noch hinzu: „Tatsächlich!" Und zwar mit so viel treuherziger Ergebenheit, daß Julianes Mundwinkel zu zucken beginnen.

Sie hat das Bild inzwischen an Ines weitergegeben, die es eingehend betrachtet. Eugen de Hemptin läßt die Seezunge auf dem Teller außer acht. Seine spöttischen Augen wandern von einem zum andern und bleiben an Ines' flimmerndem Scheitel hängen, der über die Photographie geneigt ist. Wahrscheinlich dachte sie jetzt: Wenn ich die Chance hätte . . . . und er trifft damit das Richtige.

„Aber es war vielleicht gar kein Kompliment," sagt Juliane. „Wenigstens ich habe immer mehr für den Sieger von Marengo als für den von Austerlitz geschwärmt. Mehr für den kleinen Korporal als für den großen Kaiser."

„Damals war er mager und unfrisiert," nickte Vitry bedächtig. „Jung und leidenschaftlich. Genie und Eroberer ist er geblieben; ein wenig skrupellos nach der Geschichte. Aber der Erfolg entscheidet, nicht? Jedenfalls freut es mich, daß Sie für derartige Wesensart Verständnis haben."

„Man muß Vergleiche nie zu weit ausdehnen," meint Juliane und trinkt den Rest ihres Rheinweins aus.

Ines ist dieser symbolischen Unterhaltung schweigend gefolgt. Ohne die Ereignisse der Napoleonschen Laufbahn im einzelnen in Erinnerung zu haben, hat sie um so besser verstanden, was dahintersteckt. Als Julianes helle und anscheinend recht kühle Augen jetzt den ihren begegnen, wendet sie langsam den Kopf und blickt zum Fenster hinaus. Gerade auf den Wagen, der leuchtend in einer Reihe anderer Autos steht.

„Wir können nachher mal in die Promenade fahren, Fräulein Discail," schlägt Juliane vor. „Mögen Sie?"

„Ja — gewiß", antwortet Ines. „Ich fahre leidenschaftlich gern Auto."

„Ich auch. Und dann legen wir uns nachher irgendwo an den Strand, wo nicht zu viel Menschen sind."

Dafür ist Ines nun eigentlich weniger; aber sie sagt es nicht.

Schließlich ist die Unterhaltung bei dem Goldreichtum Australiens angelangt; dank Vitrys systemvoller Diplomatie insbesondere bei den Standard-Minen. In diesem Zusammenhang hat er noch einen besonderen Pfeil zu ver-

schießen. Worte können zwar belehren, Tatsachen dagegen überzeugen. „Gewiß," sagt er, „Gold kommt in ganzen Klumpen vor. Den größten fand Welcome in Victoria. Er brachte den Preis von zehntausendfünfhundert Pfund. Das war 1857. Welcome wurde später tot in einer Gasse gefunden. So war es früher. Aber auch heute kommen noch hübsche Klumpen vor. Sehr hübsche — tatsächlich!"

Unter allgemeiner Aufmerksamkeit stellt er ein Saffianetui auf den Tisch und öffnet es. Ein natürlicher Goldklumpen liegt darin: rotglänzend, von bizarrer Form. Man sieht ihm an, daß er durch die Hände des Juweliers gegangen ist, ohne seine ursprüngliche Form zu verlieren.

„Donnerwetter!" Hemptin kneift die Augen zusammen. Auch Ines mustert den Klumpen. Ihre Augen werden dunkel.

„Mackenzie hat dieses Stück selbst gefunden," erläutert Vitry zufrieden. „Vor ein paar Jahren. In einem unserer Stollen. Ja... Jetzt hat er es polieren lassen. Ich darf es Ihnen als Geschenk überreichen, gnädiges Fräulein." Er setzt das geöffnete Etui vor Juliane hin. „Als ersten Tribut der Standard-Minen an — —"

„Halt!" Juliane macht ein ablehnendes Gesicht und sieht ihren Onkel an. Aber der Anwalt hüllt sich in Schweigen. „Das kann ich unmöglich annehmen!"

Blitzschnell erwägt Juliane, ob Eugen, der immer Gewandte, sich etwa habe festnageln lassen heute morgen — irgendwelchem Abkommen zugestimmt haben könne entgegen ihrer Verabredung, die auf Verzögerung eingestellt war. Wollte man sie überrumpeln? Wie plump! Auch der Goldklumpen erscheint ihr plump in diesem Augenblick; auch Mackenzie und vor allem Vitry.

„Aber warum nicht?" fragt der. „Sie sollten ihn annehmen! Es ist ein schönes Stück. Und eine Ablehnung wäre kränkend. Wirklich!"

Doch Juliane klappt den Deckel zu und schüttelt den Kopf „Bewahren Sie ihn noch ein bißchen auf!" Damit schiebt sie dem Prinzen das Saffiankästchen wieder zu.

„Also, gut! Zu getreuen Händen — als Ihr Eigentum. Eines Tages — —"

„Vielleicht —", sagt Juliane. „Jetzt möchte ich mit Fräulein Discall ein Stück spazierenfahren. Dann können wir uns später zur Meeresweihe auf der Kurterrasse wiedertreffen. Einverstanden?"

„Ganz wie Sie befehlen!" erwiderte der Prinz im Gefühl seiner Niederlage, etwas gereizt. Auch als Juliane ihn anlächelte, bleibt er kühl.

„Sie haben sich eine etwas schwierige Mission aufbinden lassen," sagt Hemptin zu Vitry, als sie hinter den beiden Damen den Speisesaal verlassen. „Aber es steht nicht so schlecht, wie Sie denken."

„So?" Vitry wendet ihm das Gesicht zu. Warum grinst dieser Mensch nur immer so anmaßend? Es fällt ihm auf die Nerven; aber es muß in den Kauf genommen werden.

Ines genießt es tief, vor halb Ostende hinter Juliane in den eleganten Wagen zu steigen. Es sitzt sich herrlich auf den weichen roten Lederpolstern. Flüchtig blickt sie noch einmal nach den Herren zurück, die vom Straßenrand her grüßen, als der Wagen sich aus der Reihe löst und langsam fortgleitet.

Auf der Digue herrscht lebhafter Verkehr. Juliane muß aufpassen; sie ist überhaupt schweigsam. Bequem zurückgelehnt, läßt Ines das bunte Treiben an sich vorüberziehen. Der Wein hat sie ein bißchen schläfrig gemacht, aber sie beachtet doch die interessierten Blicke, die dem Wagen mit den beiden Frauen folgen. Eine kleine Befriedigung ist es auch, daß diese Blicke länger an ihr als an Juliane hängenbleiben.

Juliane merkt von alledem nichts. Als die Straße freier wird, sagt sie: „Ich fahre jetzt etwas schneller. Wenn es Ihnen zuviel wird, müssen Sie es sagen, Fräulein Discall!"

„Ich habe es sehr gern." Dabei fängt aber Ines' breiter Strohhut schon an, sich im Luftzug zu biegen, so daß sie ihn festhalten muß.

Juliane hat den ihren abgenommen und in den Notsitz befördert, wo Clever zusammengerollt schläft. Die herrliche Chaussee auf der Höhe des Deiches liegt spiegelglatt und besonnt vor ihnen. Es ist wie eine Herausforderung: schneller — schneller! Julianes Haar flattert.

Ines sieht sie von der Seite an. Die Silhouette des feingeformten Mädchenkopfes hebt sich klar von dem blauen Hintergrund des Meeres ab. Etwas Neues liegt in diesem Gesicht, etwas tief innerlich Gespanntes und auch wieder Befreites. Komisch! denkt Ines. Warum tobt sie hier in diese Einöde hinaus? — Aber allmählich beginnt der Rausch der Schnelligkeit auch sie zu erfassen. Sie hält jetzt den Hut auf dem Schoß und läßt den Wind in den Locken spielen, daß sie in der Sonne Funken sprühen.

„Was für schönes Haar Sie haben!" meint Juliane plötzlich, mit einem kurzen Seitenblick.

Das hatte Ines gerade jetzt am allerwenigsten erwartet. „So?" sagt sie. „Wirklich?" Das scharfe Tempo läßt eine weitere Unterhaltung nicht aufkommen. Ines' matte Haut gewinnt an Farbe. Sie sitzt ein wenig vorgebeugt und lächelt, ohne darum zu wissen.

„Zu schnell?" ruft Juliane, ohne diesmal den Kopf zu wenden."

„Herrlich!" schreit Ines ebenso zurück. Es tut ihr aufrichtig leid, daß die Fahrt sich verlangsamt, wovon Clever aufgewacht zu sein scheint. Denn in einem jähen Impuls seines Hundeherzens versucht er, auf halsbrecherische Art aus dem Hinter- in den Vordersitz zu kriechen, wo er sich unsanft aber strahlend hinter beide Mädchen fallen läßt.

„Also — dann wollen wir mal hier ein bißchen halten!" schlägt Juliane vor.

Zu ihrer Rechten liegt menschenleer der sonnige Strand. Juliane stellt den Wagen in den Schatten einer einsamen schiefen Eberesche; dann turnen beide über den schrägen Wall zum Strand hinunter. An einer sanft abfallenden Düne scheint der beste Platz zu sein. Juliane streckt sich wohlig in den warmen Sand. Sie bekommt nicht leicht zuviel Sonne. Ihre schlanken, bloßen Arme sind schon durchgebräunt.

Ines Haut ist weiß; die wird auch niemals braun, höchstens rot. Deshalb geht sie jeder Gefahr eines Sonnenbrandes vorsichtig aus dem Wege; erstens ist es schmerzhaft, und zweitens kleidet es sie nicht. Dessen ungeachtet aber kauert auch sie sich nieder, in den schmalen Schatten des Dünenrückens geschmiegt.

Juliane beobachtet eine Weile die Strandhaferhalme, die über ihrer Stirn leise hin und her schwanken, wenn Luftzug vom Meere herüberstreicht. In gleichmäßigen Intervallen hört man dazu die Brandung an den Strand rollen. Ab und zu spritzt ihr auch etwas ins Gesicht; denn nicht weit von ihr wühlt sich Clever wie eine Baggermaschine in die Dünenwand, wo er das Loch einer Sandmaus oder eines wilden Kaninchens aufgestöbert haben mag. Er schnauft und prustet in die Erde hinein und zieht nur dann die Nase heraus, wenn er niesen muß.

„Der hat's gut!" sagt Ines unvermittelt, nachdem sie eine Zeitlang zugesehen hat. „So ein Tier ist eben glücklich."

Überrascht hebt Juliane den Kopf. Aber Ines sieht Clever noch immer zu; wenigstens blickt sie in der Richtung. Dabei tritt ein eigentümlich verschärfter Zug in ihr Gesicht, der es älter erscheinen läßt.

Auch Juliane betrachtet ein paar Minuten das prächtige Spiel des Hundes, der mit der Inbrunst eines Kindes in sein Spiel vertieft ist. Sie antwortet nicht gleich; denn es kommt ihr der Gedanke, jene möchte meinen: Auch du hast es gut und bist glücklich, versorgt, gepflegt und spielst — während ich . . . Möglich. — Nachdenklich läßt Juliane eine Handvoll Sand durch die Finger rinnen. „Was ist Glück?" fragt sie schließlich und spricht damit nur das Ende ihres Gedankenganges aus.

Ines nimmt den Halm aus den Zähnen, an dem sie mit Verbissenheit gekaut hat. Licht und Schatten wechseln in ihrem Antlitz. „Man muß Geld haben."

Juliane dreht sich herum, stützt die Ellbogen auf und sieht das Mädchen an, dem das rötliche Haar in die blasse Stirn gefallen ist und das diesen Blick mit einem Ausdruck von Trotz erwidert. „Meinen Sie?"

„Natürlich. Oder nicht? Man hat keine Sorgen, kann reisen, kann leben — doch alles nur für Geld! Ist das vielleicht nichts?" Als das heraus ist, beobachtet Ines fast ängstlich die Wirkung. Merkwürdig, was man so sagen kann, wenn man sich in der Einöde mit zerzausten Haaren

allein gegenüberhockt! Im Speisesaal des Imperial hätte sich Derartiges wohl kaum äußern lassen.

Aber Juliane nickt nur ein paarmal bedächtig. „Stimmt! Aber das ist alles?"

„Es ist jedenfalls die Hauptsache. Unsereins weiß das vielleicht besser. Ich wenigstens — wenn Sie mich fragen — ich möchte bloß reich sein; weiter gar nichts."

„Möglicherweise werden Sie es noch einmal", versuchte Juliane ehrlich, aber etwas befangen, zu trösten. „Warum sollten Sie nicht? Vielleicht machen Sie bald eine reiche Heirat — wer weiß?"

Ines zieht die Brauen zusammen, so daß auf ihrer Stirn eine kleine senkrechte Falte entsteht. „Ich bin verlobt", sagt sie und wickelt das Ende des abgebissenen Grashalms um einen Finger. „Mein Verlobter hat eine Farm in Australien und ein Terrain, das an die Standard-Minen grenzt."

„Nanu?" machte Juliane überrascht. Sie hat das Kinn in die Hand gestützt und sieht Ines fest an. „Sehen Sie wohl? Da werden Sie also bald heiraten und soviel Geld haben, wie Sie wünschen."

(Fortsetzung folgt.)

Mohammeds Leibgewand.

150 Jahre lang in einer französischen Bank deponiert. Eine abenteuerliche Familiengeschichte.

Von Dr. Fr. Stradeck.

Die Welt ist um ein Wunder reicher geworden. Ein glücklicher Zufall führte vor einiger Zeit zur Entdeckung einer der kostbarsten Reliquien des Islams. Mohammeds Leibgewand wurde, nachdem es unerkannt 150 Jahre lang in einem Tresor einer Marseiller Privatbank geruht hatte, von seiner bisherigen Besitzerin, Tochter einer alten französischen Diplomatenfamilie, der Öffentlichkeit preisgegeben, von bedeutenden Orientalisten wie Professor Castagne und Professor de Paltow eingehend geprüft und nunmehr für echt befunden.

Das Gewand des großen Propheten befindet sich heute im Pariser Heim der Kronprinzessin Dayang Muda von Sarawak. Als Gemahlin des Herrschers des exotischen Reiches Sarawak auf der Insel Borneo gehört sie zu der einzigen noch in der Welt vorhandenen Linie weißer Maharadschas. Dayang Muda steht zwischen den Rassen des Ostens und Westens und ist ihrem innersten Wesen nach eine Anhängerin der fatalistischen Heilslehre des Islams. Aber auch die Betriebsamkeit des abendländischen Menschen steckt in ihr. Ein unbändiger Schaffensdrang trieb sie erst kürzlich dazu, eine unparteiische Nachrichtenzentrale für die gesamte 250 Millionen Menschen umfassende mohammedanische Welt in Paris ins Leben zu rufen. Und man versteht, daß es gerade dieser Frau gelingen mußte, das Jahrhunderte alte mystische Dunkel um das angeblich spurlos verschwundene kostbare Leibgewand Mohammed Abdul Kassim ibn Abdallahs, wie der große Prophet und Religionsstifter von seinen Gläubigen mit seinem vollen Namen genannt wird, zu erhellen. Es sollte sich Jahrhunderte hindurch in Persien befunden haben und im Laufe einer der zahlreichen Religionskriege, die sich aus der Spaltung des Islams in Sunniten und Schiiten entwickelten, abhanden gekommen sein. Seitdem fehlte jegliche Spur von dieser Reliquie.

Doch eines Tages geschah etwas Seltsames. Im kleinen Palais der Kronprinzessin von Sarawak erschien unvermutet eine junge Dame mit einem Paket im Arm. Sie erklärte, die Besitzerin eines uralten Leibgewandes zu sein, das entweder dem Propheten Mohammed selbst oder seinem treuesten Gefährten und Eidam Ali Ibn Ali Talib gehöre. Vor einigen Jahren hatte sie in einem Sanatorium einen Herrn kennen gelernt, der ihr allerlei von der verschwundenen alten Reliquie erzählte. Er war, wie sich später herausstellte, der inzwischen verstorbene Privatsekretär der Kronprinzessin von Sarawak. Standhaft habe sie sich selbst gegen die Preisgabe ihres eigenen Geheimnisses gewehrt, bis sie es nicht länger aushielt und nun mit ihrer Reliquie zur Kronprinzessin geeilt sei.

Die junge Französin entstammte einer alten französischen Diplomatenfamilie namens Rousseau, deren eines Mitglied vor rund 150 Jahren sich als Gesandter am persischen Königshof aufhielt. Als nach Ausbruch des blutigen Wahabi-Krieges die Residenz bedroht erschien, vertraute man dem Franzosen die Reliquie Mohammeds an und bat ihn, sie mit in seine Heimat zu nehmen und sie dort sicher und geheim zu verwahren. Rousseau kam diesem ungewöhnlichen Wunsche nach und deponierte die kostbare Reliquie bei einer Marseiller Bank. Erst auf seinem Sterbebett gestand der Diplomat seinem einzigen Sohn das Geheimnis, warnte ihn jedoch davor, es jemals im Leben preiszugeben, denn die Rache fanatischer Mohammedaner war dem Entführer ihres langgesuchten Heiligtums gewiß. Und so blieb das Geheimnis der Reliquie von der Familie Rousseau bis zur Gegenwart streng gewahrt, bis sich die nunmehrige Besitzerin nach langen inneren Kämpfen entschloß, es doch zu lüften.

Die mysteriöse Angelegenheit war damit naturgemäß nicht erledigt. Zwecks näherer Untersuchung behielt die Kronprinzessin von Sarawak das uralte Leibgewand. Die hinzugezogenen Gelehrten sträubten sich anfangs, die Echtheit dieser Reliquie anzuerkennen, weil es ihnen unfaßbar erschien, daß sich ein Kleidungsstück so lange erhalten haben sollte. Doch häuften sich die Beweise, und als es sich herausstellte, daß des Propheten Leibgewand mit einem Stoff präpariert worden war, der es vor Zersetzung bewahrte, verstummten die Zweifler mehr und mehr.

Wohlverwahrt in einem Glaskasten ruht nun die Reliquie im Salon der Kronprinzessin von Sarawak. Und es gibt nicht viele Europäer, die sich rühmen können, dieses kostbare Heiligtum des Islams mit eigenen Augen gesehen zu haben. Ein wundervoller Anblick, wenn im Salon Dayang Mudas kristallene Lüster aufflammen und der Kronprinzessin feingliedrige Hände die Reliquie dem gläsernen Behälter entnehmen und unendlich behutsam auf einem Marmortisch ausbreiten. Dann beginnt das grauweiße Leibgewand des Propheten gleichsam zu leben. Es ist mit winzigen Schriftzügen bedeckt, als habe man ein dunkles hauchdünnes Netz über den goldgewirkten Stoff gespannt, um ihn vor profanen Blicken zu schützen. Das Vergrößerungsglas verrät: Es sind eingewebte Koransprüche.

Die zur Prüfung herangezogenen Orientalisten vermuteten zunächst das Leibgewand Alis vor sich zu haben. Nahm doch gerade auf persischem Boden die Verehrung dieses tapfersten Gefährten Mohammeds zeitweilig einen so schwärmerischen Charakter an, daß er geradezu vergöttert wurde und die Gestalt des großen Propheten selbst durch den „Alikult" in den Hintergrund gedrängt wurde. Doch mußte diese Annahme später auf Grund genauer historischer Einzeluntersuchungen als unhaltbar verworfen werden. Wenn sich heute zwei so namhafte Gelehrte wie Professor Cartagne und Professor de Paltow für die Echtheit der Mohammed-Reliquie verbürgen, so muß die Öffentlichkeit schon an das Wunder dieser seltsamen Entdeckung glauben.

Der Totenkommissar.

Eine Kleinigkeit, erzählt von **Georges Monysard-Paris.**

In Paris ist das so wie in anderen Weltstädten: Da stopft man die Fremden in einen Aussichtswagen, und dann serviert man ihnen das ganze Seinebabel in drei Stunden.

Nun gehört zu jedem Wagen ein Mann mit Sprachrohr. Das muß ein Menschenkenner sein. So einer etwa wie der Fremdenführer François Cotin. Wenn dieser Mann Amerikaner im Wagen hatte und mit ihnen auf den Konkordienplatz kam, dann sagte er nicht etwa: „Hier ist Ludwig XVI. geköpft worden." Bewahre! Was interessierten sich die Amerikaner für den längst verschimmelten König? Nein, dann posaunte Monsieur Cotin: „Hier am Marineministerium ist das Fenster, aus dem Josephine Baker zum französischen Volk sprach."

So tat François Cotin Jahre lang seine Pflicht. Eines Tages aber sollte er durch einen jüngeren Fremdenführer ersetzt werden. Weil aber die Rundfahrtgesellschaft den alten Mann nicht brotlos machen wollte, so verschaffte sie ihm bei der städtischen Beerdigungsanstalt einen Posten als

Totenkommissar. Da mußte Cotin einen schwarzen Mantel anziehen, einen trauerflorumwehten Zweimaster aufsetzen, einen Zeremonienstab in die Hand nehmen und mit ernster Miene vor dem Leichenwagen einherwandeln, den Trauerzug durch die Straßen führen.

Das konnte François Cotin ausgezeichnet. Fremdenführer, Leichenführer. Kein großer Unterschied. Nur das Tempo war ein bißchen langsamer. Aber dann zeigte es sich, daß die Sache doch einen Haken hatte. Der Totenkommissar schlug die merkwürdigsten Wege ein. Er lief an der Komischen Oper vorbei, obwohl der Leichenzug dort nichts zu suchen hatte. Dann legte er plötzlich beide Hände an den Mund: „Hier, meine Herrschaften, war der Schauplatz des jüngsten Pariser Theaterskandals." Er war eben in seine alte Gewohnheit zurückgefallen, dachte, er sei noch Fremdenführer.

Er geriet immer wieder auf den Weg seiner alten Rundfahrten. Auf den Großen Boulevards zeigte er nach einem Hause: „Da drinnen geben sie gerade die neueste amerikanische Schlagerrevue. Das müssen Sie sich ansehen, meine Herrschaften! Viele nackte Beine, schöner Jazz." Und dann summte er die Melodie, versuchte mit dem Stab den Takt zu schlagen, wie früher mit seinem Sprachrohr. Vor dem Außenministerium am Quai d' Orsay verkündete er: „Da drinnen wirkt noch immer Monsieur Briand. Der ist nicht tot zu kriegen." Wahrscheinlich dachte er, er hätte Deutsche vor sich.

Auf jeden Fall schlug diese Erklärung dem Faß den Boden ein. Die Familien der Toten beschwerten sich. Sie wollten bei den Beerdigungen einen würdigen Zeremonienmeister haben. Außerdem wußten sie als Pariser schon alles, was der Mann erzählte.

So wurde François Cotin seines schwarzen Mantels, des Zweimasters, des Stabes und seiner Stellung entkleidet. Er begriff das nicht. Er glaubte, seine Pflicht erfüllt zu haben. Schließlich muß auch Spaß sein bei der Leiche.

Jagdgeschichten.

Von **Kurt Miethke.**

„Sagen Sie mal, Herr Kiesel, warum schießen Sie eigentlich immer mit derselben Schrotsorte; ob Sie nun Rebhühner schießen oder Rehe, immer haben Sie dieselbe grobe Schrotsorte."

„Wenn ich ein Rebhuhn schieße, drücke ich eben weniger auf den Abzughebel, und bei einem Reh eben mehr . . ."

*

„Mein Mann ist auch Jäger."

„Hat er denn schon etwas geschossen?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Dann ist er auch kein Jäger."

„Aber er betet doch die Jagd an!"

„Deswegen ist er noch lange kein Jäger. Ich bete zum Beispiel auch die Millionen an — nu, und bin ich deswegen etwa schon Millionär?"

*

„Wo willst du mit dem Gewehr hin?"

„Einen Hasen erlegen."

„Hast du denn einen Jagdschein?"

„Nein, den brauche ich nicht."

„Wieso brauchst denn ausgerechnet du keinen Jagdschein?"

„Ich bringe das Gewehr ins Pfandhaus, um es zu versetzen, und von dem Gelde werde ich einen Hasen kaufen . . ."

*

Quantsch erzählt seine Jagdabenteuer.

„Einmal verfolgte ich einen wunderbaren großen Hasen. Er versteckte sich hinter einer Hecke. Ich schleiche mich von rückwärts an die Hecke heran. Ich beuge mich über die Hecke und sehe eine Schnauze . . ."

„Der Hase auch", sagte unliebenswürdig ein Zuhörer.

*

„Hören Sie mal, Sie müssen aber vorsichtiger mit Ihrem Gewehr umgehen. Sie haben eben an meiner Frau vorbeigeschossen!"

„Vorbeigeschossen? Das tut mir aber furchtbar leid!"



Bunte Chronik



*** Erste Volkszählung auf der Robinsoninsel.** Zum ersten Mal, seitdem Alexander Selkirk, das Vorbild für Daniel Defoes Robinson Crusoe, die unangenehme Feststellung machte, daß sich auf seiner Insel außer ihm noch ein Mensch befand, ist dort eine Volkszählung erfolgt. Juan Fernandez, wie das Eiland heißt, gehört Chile. Nachdem Defoes Buch die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt auf die kleine Insel gelenkt hatte, wurde sie zum Schlupfwinkel einer Reihe von Piraten, die dem englischen Schriftsteller für den Wink dankbar waren. Der schlimmste unter ihnen war der berüchtigte Sharp, der Juan Fernandez zu seinem Hauptquartier machte und jahrelang die ganze chilenische Küste heimsuchte. Schließlich wurde er von den Chilenen ausgeräuchert, und friedliche Ansiedler setzten sich dort fest. Heute beträgt die Bevölkerung der Insel, wie durch die erste amtliche Zählung festgestellt wurde, 298 Seelen. Die Einwohner können sich über das Leben auf ihrer Insel nicht beklagen. Der Fischreichtum der Gewässer um Juan Fernandez ist geradezu märchenhaft. Außerdem genießt die Bevölkerung die Früchte angestrengter Piratenarbeit, denn die einstigen Herren von Juan Fernandez haben Obstbäume angepflanzt, die heute reichste Frucht tragen. Damit auch die Touristen, die von der Erinnerung an Selkirk angelockt werden, sich wohl fühlen, ist neben Robinsons Höhle vor einiger Zeit ein Hotel errichtet worden.

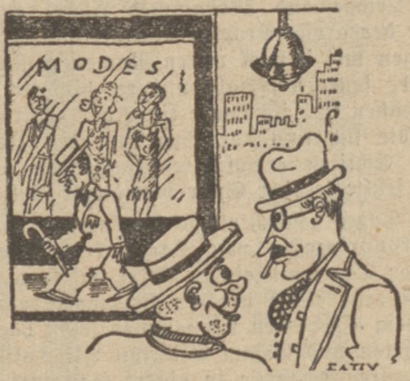
*

*** Das älteste deutsche Grußwort.** Die alten Deutschen begrüßten sich, wie die Forschungen Deneckes nachgewiesen haben, mit dem Worte „hails!", das soviel wie: „Heil und gesund mögest du sein!" bedeutete. Das uralte Wort hat sich bekanntlich in mancherlei Formen bis heute erhalten, als „Allheil!", „Bergheil!", wie überhaupt als Sportgruß, wobei freilich kaum jemand weiß, daß das „Heil!" schon vor Jahrtausenden der germanische Gruß war. Auch aus dem Mittelalter hat man mehrere hübsche Grußformen festgestellt. Man begrüßte sich z. B. mit den Worten: „Aller Liebes genug!", womit man sagen wollte, daß dem Begrüßten alles Liebe zuteil werden sollte, oder auch „Gott erhalte Euch!" oder „Gott minne (liebe) Euch!".

Lustige Rundschau



Auch eine Kunst.



„Sehen Se mal den Herrn da drüben, das ist ein bekannter Erfinder!"

„Ach nee, sieht gar nicht so aus!"

„Doch! Der erfindet jeden Tag etwas anderes, warum er seine Rechnung nicht bezahlen kann!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.